

Adolf Weber

29. 12. 1876 – 5. 1. 1963

Mit Adolf Weber ist der letzte einer Reihe von Nationalökonomien dahingegangen, die dem Ende des vorigen und dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts das Gepräge gegeben haben. Es war das Gepräge ihrer Persönlichkeit, nicht das einer bestimmten Forschungsrichtung. So haben sie im Grunde genommen auch keine Nachfolge gehabt; ein Kapitel in der wechselvollen Geschichte der deutschen Nationalökonomie schließt damit ab.

Schon die Lehrer Adolf Webers waren Einzelgänger, Adolph Wagner z. B. und Heinrich Dietzel; für seine Kollegen – vor allem Franz Oppenheimer – galt das nicht minder. Sie alle hielten zwar historische Forschung für wichtig, aber von der Historischen Schule wollten sie nichts wissen, und die Grenznutzentheorie bot ihnen für die Probleme, die sie interessierten, wenig. So hielten sie sich an die Klassiker unserer Wissenschaft – Adam Smith im besonderen war und blieb für Adolf Weber der Nationalökonom, dem er sich am meisten verwandt fühlte.

Zunächst jedoch hat er sich der Jurisprudenz zugewandt. Er studierte in Bonn, Berlin und Leipzig und wurde nach dem Referendarexamen zum Dr. juris promoviert. Mehr und mehr aber zog ihn die Nationalökonomie an, ganz besonders unter dem Einfluß von Dietzel. Zum Dr. phil. promoviert, habilitierte sich Weber 1903 in Bonn. Im Jahre 1908 folgte er einem Ruf an die Handelshochschule Köln, 1913 ging er nach Breslau, 1918 nach Frankfurt und 1920 nach München. Im Jahre 1948 wurde er emeritiert, aber er zog sich nicht zurück; auf dem Katheder und in der Öffentlichkeit wirkte er weiter. Seit 1949 war er ordentliches Mitglied unserer Akademie.

Die Zahl seiner Publikationen ist ungeheuer, und sie umfassen nicht nur das ganze Feld der traditionellen Volkswirtschaftslehre, sondern auch Randgebiete, die zur Domäne des Spezialisten geworden sind, wie die Probleme der Sowjetwirtschaft; für die Fragen des Ostens hat er sich seit seiner Breslauer Zeit interessiert, und die Gründung des Osteuropa-Instituts 1917 war sein Werk. Trotz dieser Vielseitigkeit lassen sich bis auf wenige Ausnahmen alle seine Veröffentlichungen – Lehrbücher, Monographien und Tagesschriften – auf einen Nenner bringen.

Zu den Ausnahmen gehört sein erstes Buch „Depositanken und Spekulationsbanken“ (1902), in dem er das arbeitsteilige englische Banksystem dem Typus der deutschen Geschäftsbanken gegenüberstellte – ein Kabinetstück sorgfältiger Untersuchung und wohlabgewogenen Urteils. Bald danach formt sich das Bild, das alle seine späteren Veröffentlichungen beherrscht. Nie suchte er dabei die Erkenntnis um ihrer selbst willen, die bei aller Beachtung des Totalzusammenhangs die Anwendung spezieller Methoden, die Rezeption neuer wissenschaftlicher Entdeckungen und oft auch die Revision bisheriger Ansichten verlangt hätte. Immer wollte Adolf Weber, um seine Worte zu gebrauchen, dem praktischen Leben dienen, und was dazu nötig war, schien ihm in wenigen Grundwahrheiten enthalten zu sein, die schon die Klassiker formuliert hatten. Der leitende Gesichtspunkt, unter dem alles volkswirtschaftliche Denken stehen muß, ist und bleibt „die nachhaltige Verbesserung des Verhältnisses der Menschen zur Güterwelt“, d. h. die Erhöhung der Produktivität. Aber Weber denkt dabei nicht an den technischen Fortschritt, ja er hält sogar eine Messung dieser Produktivität für unmöglich. Es geht ihm allein um die gesellschaftlichen Bedingungen, die man in drei Forderungen zusammenfassen kann: vermehrte Kapitalbildung, richtige Koordination der produktiven Kräfte und internationale Arbeitsteilung.

Alles, was Weber geschrieben hat, rankt sich um diese drei Pfeiler seines Denkens. Mit der unermüdlich wiederholten Betonung der Kapitalbildung verbindet sich die Warnung vor der Verwechslung von Geld und Kapital und vor inflationistischen Experimenten; die Forderung, die produktiven Kräfte rationell zu kombinieren, macht ihn zum Kämpfer für die Marktwirtschaft,

der Hinweis auf die Vorteile der internationalen Arbeitsteilung zum Gegner des Protektionismus und erst recht aller Autarkiebestrebungen. Aber das, was Weber als die Grundwahrheiten der Nationalökonomie empfand, bestimmte nicht nur seine wirtschaftspolitische Gesamthaltung, sondern wurde auch zum Maßstab für alle Einzelprobleme, so zuerst für das Problem der Einkommensverteilung, dem er sich schon 1910 in seinem Buch „Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit“ widmete: auf die Dauer hebt nicht die Macht der Gewerkschaften den Reallohn, sondern allein die Zunahme der Produktivität, die wiederum von der Kapitalbildung abhängt. Es ist klar, daß das Problem damit nicht ausgeschöpft ist, und ähnlich verhält es sich auch mit den zahlreichen Beiträgen Webers zu den Fragen der Konjunktur, des Wachstums, der wirtschaftlichen Stabilität. Von tiefem Mißtrauen gegen die Verkennung der realen Zusammenhänge erfüllt, die den Wirtschaftsprozess auf die Dauer bestimmen, lehnte er fast alles ab, was sich in der Forschung seit den dreißiger Jahren und besonders nach dem Zweiten Weltkrieg abzeichnete: die Annäherung von Volkswirtschaftslehre und Betriebswirtschaftslehre, die Keynesische Theorie, die zunehmende Mathematisierung unserer Disziplin, ja selbst die stärkere Rolle, die der Statistik heute zufällt.

Jedoch, man darf einen Gelehrten nur nach der Zeit beurteilen, die ihn geformt und die er seinerseits mitgeformt hat, und seine Leistung kann nur an der Aufgabe gemessen werden, die er sich selbst gestellt hat; auch wir überlassen manche neuen Dinge der jüngeren Generation. Adolf Weber ist für Jahrzehnte das Gewissen unserer Wirtschaftspolitik gewesen, als Mahner und als Warner. Er hat durch seine Lehrbücher, von denen die „Allgemeine Volkswirtschaftslehre“ (zuerst 1928) in sieben Auflagen erschienen ist, und durch seine einzigartige Begabung als Lehrer Generationen von Nationalökonomien ein sicheres Fundament gegeben. Wie auf die Regierung und seine Studenten, so hat er schließlich auch auf eine breite Öffentlichkeit gewirkt, durch Publikationen, Vorträge, Arbeitsgemeinschaften. Bis zu seinem Tode war er unermüdlich, aus einer moralischen Verpflichtung heraus, die er sich selbst auferlegte, ja, die ihm selbstverständlich erschien. Blickt man auf sein Gesamtwerk zurück, so bleibt das

Bild eines Menschen, der auf einem langen Wege unbeirrbar die Richtung einhält, die ihm seine wissenschaftlichen Überzeugungen und sein Gewissen vorschreiben.

Erich Preiser